UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

GAB ES

EINE

MITTELHOCHDEUTSCHE

SCHRIFTSPRACHE?

VORTRAG

GEHALTEN

ZUR ERLANGUNG DER VENIA LEGENDI AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

VON

Dr. HERMANN PAUL.

HALLE A/S. 1873.
LIPPERT'SCHE BUCHHANDLUNG
(MAX NIEMEYER).

17565
3/11/91

Die ansicht, dass die mittelhochdeutschen dichter sich in ihren werken einer gemeinsamen, wenn auch nicht durchgängig fest normierten, von ihrer heimatlichen mundart abweichenden schriftsprache bedient haben, ist wohl noch heutzutage allgemein verbreitet trotz des wenigstens teilweisen widerspruchs von Franz Pfeiffer in seiner abhandlung „Ueber wesen und bildung der höfischen sprache in mittelhochdeutscher zeit", Wien 1861. Ich glaube mit aller entschiedenheit aussprechen zu müssen, dass diese meinung auf unberechtigten voraussetzungen beruht. Weder waren in dieser zeit die bedingungen vorhanden, welche notwendig erfordert werden, wenn eine einheitliche sprache in der schrift oder im munde der gebildeten die ursprüngliche vielheit der dialekte verdrängen soll, noch kann ich in der beschaffenheit der überlieferung der mittelhochdeutschen litteratur irgend etwas finden, was uns zwänge die existenz einer solchen anzuerkennen.

Betrachten wir zunächst die gründe, welche zur erklärung der entstehung der mittelhochdeutschen schriftsprache vorgebracht sind und noch werden. Der erste, welcher die existenz einer, wie er es ausdrückt, „bis auf wenige mundartliche einzelheiten bestimmten, unwandelbaren" dichtersprache behauptet hat, war meines wissens Lachmann 1820 in seiner „Auswahl aus den mittelhochdeutschen dichtern" S. VIII. Ihm ist zunächst gefolgt Jacob Grimm in der einleitung zu der 1822 erschienenen zweiten ausgabe seiner grammatik, wo es s. XII. XIII heisst: „Im zwölften, dreizehnten jahrh. waltet am Rhein und an der

Donau, von Tyrol bis nach Hessen schon eine allgemeine sprache, deren sich alle dichter bedienen, in ihr sind die älteren mundarten verschwommen und aufgelöst, nur noch einzelnen wörtern und formen klebt landschaftliches an.“ Ueber die art, wie diese beiden sich den ursprung der schriftsprache dachten, kann kein zweifel sein. Grimms ansicht geht deutlich hervor aus den worten der erwähnten einleitung s. XII: „Sobald herrschaft und bildung einem volke vorgewicht geben, fängt seine mundart an sich über benachbarte, abhängige auszubreiten, d. h. von deren edlem teile angenommen zu werden, während die einheimische mundart unter den volkshaufen flüchtet.“ Das volk, welchem er in unserem zeitraum dieses vorgewicht zuschreibt, können nur die Schwaben sein vermöge der erhebung des hohenstaufischen geschlechts zur kaiserwürde. Ich bemerke dies ausdrücklich gegen Pfeiffer, welcher s. 7 [267] Grimm diese ansicht abzusprechen sucht. Die meinung, dass die Hohenstaufen einen besonderen einfluss auf die mittelhochdeutsche litteratur und sprache gehabt hätten, lässt sich bis auf Bodmer zurück verfolgen. Dieser spricht immer von schwäbischem zeitpunkt, schwäbischen dichtern, schwäbischer mundart. Ebenso reden andere wie Adelung und Tieck von schwäbischem zeitpunkt oder zeitalter. Dazu stimmt auch die ansicht Lachmanns. Daher die bei ihm und seiner schule gewöhnliche bezeichnung „hofsprache“ oder „höfische sprache“. Allerdings kann dieser ausdruck auch in einem weiteren sinne verstanden werden und ist so verstanden worden, nämlich als sprache, die an den höfen der vornehmen gesprochen wird. Indessen wird er ausdrücklich gebraucht für die sprache des kaiserlichen hofes. Lachmann und Grimm haben alle folgenden litterarhistoriker und grammatiker nachgesprochen*), bis zuerst

*) Man vergleiche die zusammenstellungen darüber bei Pfeiffer a. a. o. s. 4 [264] — 6 [266].

Pfeiffer in der erwähnten abhandlung widerspruch dagegen erhoben hat. In der engern Lachmannschen schule wird auch nach Pfeiffer noch bis auf den heutigen tag mit zäher consequenz an der theorie von der hofsprache festgehalten. Am weitesten geht in dieser beziehung Müllenhoff, welcher in der einleitung zu seinen denkmälern auszuführen sucht, es habe seit Karl dem Grossen das ganze mittelalter hindurch immer die mundart desjenigen stammes, welchem der kaiser angehörte, ein übergewicht über die übrigen gehabt, so jedoch, dass immer die neu auftretende hofsprache elemente aus der vorangehenden in sich aufgenommen habe, so dass Karl der Grosse gewissermassen der erste begründer der neuhochdeutschen schriftsprache sei (denkmäler p. XXVII.) Dass die angebliche herrschaft der fränkischen und sächsischen hofsprache in der althochdeutschen zeit auf ganz hinfälligen gründen, namentlich auf einer falschen auffassung der lautverschiebung beruht, wird nächstens an einem andern orte für jeden, für den es noch des beweises bedarf, klar gezeigt werden. Aber auch mit der schwäbischen hofsprache steht es nicht besser. Wenn Müllenhoff denkm. s. XXIV. sagt: „dass das alemannische des kaiserlichen hofes und seiner näheren umgebung für das mittelhochdeutsche und überhaupt die hofsprache der zeit massgebend und bestimmend war, versteht sich so sehr von selbst, dass es für keinen einigermassen einsichtigen und verständigen kenner der litteratur auch nur in frage kommen kann," so kann dadurch wohl mancher eingeschüchtert werden, aber ein beweis ist das nicht. Die ansicht von einer besonderen einwirkung der Hohenstaufen ist von Pfeiffer mit recht ein schöner wahn genannt. Es liesse sich dieselbe in zweierlei weise denken. Einmal so, dass die Hohenstaufen die angesehensten dichter um sich versammelt hätten und so tonangebend für die litteratur und dadurch für die sprache geworden wären. Dass davon nicht die rede sein kann, wissen wir jetzt ganz genau. Höfe, welche mittelpunkte

der litteratur bildeten, waren der österreichische und der thüringische, deren einfluss auf die sprache, wenn sie einen solchen geübt hätten, dieselbe ganz anders hätte gestalten müssen. Wir wissen von keiner begünstigung deutscher dichter durch die Hohenstaufen, ausser etwa wie bei Walther von der Vogelweide aus politischen rücksichten. Noch weniger aber lässt sich ein anderer einfluss der kaiser denken, der doch gleichfalls behauptet wird, nämlich der durch die reichsverhandlungen, durch gesetze und verordnungen, wodurch sich etwa wie am ausgang des mittelalters eine art kanzleisprache hätte bilden können. Die sprache, die hier herschte, war ja die lateinische. Die regelung der schreibung hätte sich nur auf die eigennamen erstrecken können. Und sobald deutsche urkunden auftreten, sind sie die sichersten und untrüglichsten fundgruben für die kenntniss der mundarten, und dasselbe gilt auch schon von den eigennamen in den älteren lateinischen urkunden. Ausserdem ist es ja allgemein bekannt, dass der einfluss der Hohenstaufen auf die innern angelegenheiten Deutschlands ein sehr geringer war und dass sie den grösseren teil ihres lebens im auslande zubrachten. Ich würde es überhaupt kaum für der mühe wert gehalten haben nach Pfeiffer über diesen punkt noch ein wort zu verlieren, wenn nicht mit solcher zuversichtlichkeit behauptet würde, dass der einfluss der kaiser auf die sprache sich von selbst verstehe. Warum übten die kaiser im vierzehenten und fünfzehnten jahrhundert nicht denselben einfluss? Oder hängt etwa die dialektische verschiedenheit in dieser zeit im gegensatz zu der angeblichen einheit im dreizehnten zusammen mit der regierung der „kaiser aus verschiedenen häusern“?

Meistenteils hat man nun auch wohl jetzt die nichtigkeit des Hohenstaufischen einflusses anerkannt und nach anderen gründen für die entstehung der schriftsprache gesucht. Aber ich bitte nicht zu vergessen, dass dieser einfluss das fundament ist, auf welchem die theorie von der schriftsprache sich auf-

gebaut hat, und dass alle versuche zu neuer grundlegung von vornherein den verdacht erwecken, als sollten sie nur dazu dienen, die unhaltbarkeit einer ansicht, an die man sich einmal gewöhnt hat, dem auge anderer, wie dem eigenen zu verdecken. Man meint also wohl, dass bei dem aufblühen der litteratur durch die gegenseitige einwirkung der dichter auf einander sich allmählich die mundartlichen verschiedenheiten abgeschwächt und ausgeglichen hätten. Dagegen ist zunächst zu sagen, dass es ein irrtum ist, wenn man meint, dass eine reiche, blühende, organisch zusammenhängende litteratur unter einem verschiedene mundarten redenden volke notwendig eine einheitliche sprache erzeugen müsste und ohne dieselbe gar nicht bestehen könnte. Ich brauche nur auf die gleichzeitige französische litteratur hinzuweisen, die durchaus dialektisch ist. Und doch waren hier genau die gleichen verhältnisse: ebenso wie in Deutschland eine von dem ritterstande geübte, an den höfen der grossen gepflegte epische und lyrische poesie. Ja die centralisation und der einfluss der könige waren in Frankreich schon am ende des zwölften jahrh. grösser als in Deutschland. Die könige zogen nicht so viel umher als die deutschen kaiser und hatten einen festen mittelpunkt in ihrer schon damals bedeutenden hauptstadt Paris, gelegen in der landschaft, in welcher die drei hauptdialekte der französischen sprache an einander stiessen und am leichtesten sich hätten neutralisieren können, wie dies in späterer zeit wirklich geschehen ist. Ich kann nicht genug die bedeutung dieser analogie der französischen litteratur betonen. Denn es ist mir im gespräch mit fachgenossen über unsern gegenstand öfters begegnet, dass sie immer wieder darauf zurückkamen: „Aber es muss doch eine gemeinsamkeit gegeben haben, es müssen doch assimilationen stattgefunden haben." Ein blick auf die sprache unsers nachbarvolkes zeigt, dass dieses müssen eingebildet ist. — Eine litteratur erzeugt allerdings eine einheitliche sprache, wenn sie von einer einzelnen landschaft oder noch besser von einer einzigen stadt

ausgehend hier zur höchsten blüte gelangt, und dann erst sich über die übrigen landschaften verbreitet. Das ist der weg, auf dem im alten Griechenland von Athen, im neueren Italien von Florenz aus eine schriftsprache entstanden ist. Aber so war es in Deutschland nicht. Wohl die meisten und wichtigsten erzeugnisse des zwölften jahrh., und darunter gerade die, welche zuerst den französischen einfluss und die ausbildung des höfischen stiles zeigen, gehören Rheinfranken an. Daneben ist Oestreich am stärksten vertreten. Sehr wenig haben wir aus Schwaben. Hartmann von Aue ist der erste bedeutende schwäbische dichter. Und neben ihm und von ihm noch unbeeinflusst*) standen Wolfram von Eschenbach aus Franken und Walther von der Vogelweide von unbekannter herkunft, aber in Oestreich zuerst dichtend. Wie hätten diese gemeinsam eine schriftsprache erzeugen können, die übrigens nach der gewöhnlichen ansicht schon vor ihnen dagewesen sein soll? Hätten sich nun auch ihre nachahmer, was, worauf wir später zurückkommen, keineswegs der fall war, in der mundart nach ihnen gerichtet, so würden mehrere schriftsprachen neben einander entstanden sein. Wenn wir nun auch, wogegen vieles spricht, die mundart Gottfrieds von Strassburg, dessen heimat der Hartmanns wohl einigermassen nahe stand und der nicht frei ist von Hartmann'schen einflüssen, mit der mundart Hartmann's ohne weiteres in einen topf werfen wollten, so würden allerdings die nachahmer dieser beiden ein grösseres contingent stellen als die Wolfram's und Walther's, aber die ausdehnung der schriftsprache würde doch sehr zusammenschrumpfen. Sie würde nur in der epigonenzeit geherrscht und gerade an den vollendetsten schöpfungen aus

*) Als seinen meister nennt Wolfram ausdrücklich Heinrich von Veldeke und ahmt ihm sogar in seiner mundart nicht zukommenden reimen nach, vgl. mhd. wb. II. 1, 118. Wiewohl er Hartmanns gedichte gekannt hat, wird sich doch keinerlei nachahmung in stil und redewendungen nachweisen lassen.

dem ende des zwölften und anfange des dreizehnten jahrh. keinen teil gehabt haben. — Berühren muss ich auch die ansicht, die man wohl aussprechen hört, dass durch die mannigfaltigen wanderungen der dichter sich eine spracheinheit gebildet hätte, indem dieselben dadurch genötigt wären, sich der sprache der verschiedenen gegenden, die sie durchzogen, anzubequemen. Solche anbequemungen werden indessen nicht leicht vorgekommen sein. Man bedenke nur, wie schwer noch heutzutage, wo die schriftsprache schon so entschieden herrscht, jemand diejenigen dialektischen eigenheiten, welche ihm nicht in frühester jugend durch die schule und andere mittel ausgetrieben sind, sich abgewöhnt, auch wenn er sehr lange an einem fremden orte verweilt. Und können wir etwa in der sprache Walthers und anderer irgend welche durch den verschiedenen aufenthaltsort bewirkte verschiedenheiten nachweisen?*) Wenn nun aber auch hie und da solche accommodationen stattfanden, so konnte dies nach den verschiedensten seiten geschehen. So konnte ebenso gut ein oberdeutscher sich dem mittel- oder niederdeutschen, ein Schwabe sich dem Oestreicher anbequemen als umgekehrt. Eine einheit konnte nicht entstehen, so lange es an einem mittelpunkte fehlte. — Wir sehen, es schwindet uns jeder anhalt, wenn wir nach dem möglichen ursprunge der schriftsprache forschen. Ueberhaupt denkt man sich wohl die entstehung einer solchen in der regel viel zu leicht. Wie lange hat es gedauert, bis die neuhochdeutsche schriftsprache überall festen fuss gefasst hat. Und doch wie ganz andere fördernde umstände trafen hier zusammen! Zuerst die durch den gebrauch der deutschen sprache in gesetzen und urkunden ermöglichte ausbildung der kanzleisprache, dann der gewaltige

*) Den niederdeutschen artikel *die* bei Wolfram wird doch niemand mehr behaupten wollen. Höchstens vielleicht von dem worte *trecken* abgesehen, werden sich alle seine sprachlichen eigenheiten aus seiner heimischen mundart erklären.

einfluss Luther's und der reformation, wodurch diese kanzleisprache zur kirchen- und schulsprache erhoben ward und so auf alle schichten der bevölkerung den tiefgreifendsten einfluss übte, endlich der, wie ich glaube, bei weitem unterschätzte, schon vor Luther die sprache regelnde *) einfluss der buchdruckerkunst, ohne die, ich glaube, das ist nicht zu viel behauptet, wir wohl niemals eine allgemeine deutsche schriftsprache bekommen haben würden. Keine diesen oder den vorher erwähnten verhältnissen entfernt ähnliche umstände waren während des zwölften und dreizehnten jahrhunderts in Deutschland vorhanden.

So wenig wir indessen irgend welche gründe nachzuweisen vermögen, welche zur bildung einer schriftsprache beigetragen haben könnten, so müssten wir sie natürlich doch anerkennen, möchte sie nun entstanden sein wie sie wollte, wenn sie uns in der überlieferung wirklich vorläge. Bevor wir aber auf die prüfung derselben näher eingehen, wird es nötig sein drei dichterstellen zu betrachten, welche gewöhnlich als direkte zeugnisse für die existenz der schriftsprache angeführt werden. Die erste derselben ist in der übertragung der metamorphosen von Albrecht von Halberstadt, prologus v. 42—55.

Der sîne sinne an ditze bûch
ze rehte hât gevlizzen,
der er ist sult ir wizzen:
enweder dirre zweier
weder Swâp noch Beier
weder Düringe noch Franke
des lât û sîn zû danke,
ob ir vundet in den rîmen,
die sich zeinander lîmen

*) z. b. durch die einführung der diphthonge *ei* und *au* in schwäbische und elsässische, vereinzelt auch in eigentlich alemannische schriften.

valsch oder unrecht:
wan ein Sachse heizet Albrecht
geboren von Halberstat
û ditze bûch gemachet hât.

Man nimmt diese entschuldigung des dichters für einen beweis, dass es eine allgemein geltende sprachregel gegeben habe, die zu befolgen er sich eigentlich verpflichtet gefühlt habe, und erklärt die worte *valsch oder unrecht* = wider diese regel verstossend. Allein welches recht hat man dazu? Albrecht sagt nichts von einer allgemeinen sprache, er unterscheidet vielmehr ausdrücklich zwischen den verschiedenen hauptstämmen. Er sagt nicht, dass seine sprache falsch sei, sondern dass jemand seine reime falsch finden könnte. Das erklärt sich sehr einfach. Der dichter ist sich des unterschieds seiner sprache von der vieler seiner zu erwartenden leser sehr wohl bewusst, setzt also selbstverständlich voraus, dass diese dieselbe ohne weiteres beim lesen oder abschreiben in ihre eigne mundart übertragen und dass dann durch die veränderung der formen manche reime unrichtig sein werden.

Etwas bedenklicher ist die stelle in Ebernants von Erfurt Heinrich und Kunigunde v. 4467—74.

Ich bin ein Durenc von art geborn:
hêt ich die sprâche nu verkorn
und hête mîne zungen
an ander wort getwungen,
war zuo wêre mir daz guot?
ich wêne er effenlîche tuot,
der sich der sprâche zucket an
der er niht gefuogen kan.

Unter den *ander wort* versteht man also hier die schriftsprache. Allein zu einer solchen deutung dieses unbestimmten ausdruckes könnte man doch höchstens etwa berechtigt sein, wenn das vorhandensein der schriftsprache schon von anderer

seite ausser allen zweifel gesetzt wäre, keineswegs könnte man hierauf allein einen beweis dafür bauen. Es wird dies auch nur möglich, wenn man mit dieser stelle die bald darauf folgenden verse 4492 ff. verbindet.

ir meistertihtêre,
nu ensît mir niht gevêre;
durch zuht sult ihr daz lâze,
swie ich mich anemâze
ze tichten des ich lutzel kan.
wan daz ich vil tumber man
doch noch tihtens krîge,
jâ mohte ich wol geswîge,
dâr guote meister sprechent,
die guot getihte zechent.
nie wart tihter also guot:
wil man im durch grimmen muot
verkêren sîn getihte,
man mac vil wunderlîhte
sînen worten vindn ein daz*) etc.

Bezieht man diese stelle auf die vorhergehende, so kommt man leicht zu der auffassung, Ebernant entschuldige sich vor den meistern der dichtkunst, welche die schriftsprache redeten, dass seine sprache nicht ihrem muster entspräche. Aber die beiden stellen haben gar nichts mit einander zu thun. Es stehen andere gedanken dazwischen, und wir sehen ja deutlich, er entschuldigt sich bei den dichtern nicht wegen seiner mundart, sondern wegen seiner mangelhaften poetischen begabung und bildung, ebenso wie gleich im anfang v. 5 ff. und v. 4082 ff. Dass er seine zunge nicht zu andern worten gezwungen habe, deswegen entschuldigt er sich nicht, wie er doch hätte tun müssen, wenn er damit eine allgemein anerkannte, für fein geltende sprache gemeint hätte, im gegenteil nennt er ein solches

*) So die handschrift. Bechstein: *s. w. werden haz.* vgl. Gr. III, 535.

abweichen von seiner mundart äffisch. Wir haben hier also grade ein zeugniss dafür, wie die heimische redeweise für angemessen, die nachahmung der fremden für albern gilt. Wir müssen daher nach einer andern erklärung dieser äusserung des dichters suchen, und ich glaube diese geben zu können. Es folgt unmittelbar v. 4475 ff.:

ir edeln Babenbergêre,
nu geldet mir mîn mêre,
sint ir die heilegen beide hât,
durch die got wunderlîche tât
vil dicke hât begangen,
sint ich bin bevangen
mit kumbr als ich gesprochen hân
daz ir mich armen wellet hân
in ûrs gebetes teile. etc.

Wir sehen daraus, dass Ebernant sein buch gewissermassen den Babenbergern gewidmet hat, indem er von ihnen zum lohn ihre fürbitte erwartet. Er spricht abgesehen von dem kirchner Reimbot, der zu der zeit nicht mehr in Bamberg, sondern in Georgental war, von andern augenzeugen, die ihm die wunder seiner beiden heiligen erzählt haben v. 82 ff.:

ir lebet noch gnuoc diez hân gesên,
von der munde ich ez vernam,
wie die rede almeistic kam,
die bi den selben jâren
vil heimelîch dâr wâren.

Er muss also wohl in Bamberg gewesen sein. Dort wird er wahrscheinlich auch seine schriftlichen quellen gefunden haben. Vielleicht hat er sein gedicht dort verfasst. Jedenfalls scheint es nach der oben angeführten stelle, dass er es seinen Bamberger bekannten zugeschickt hat. Daher hält er es für nötig auf seine heimat aufmerksam zu machen, damit diese seine sprache nicht auffällig fänden.

Eine dritte stelle, die wohl noch angeführt wird, ist in einem gedichte des Teichners, abgedruckt bei Karajan „über Heinrich den Teichner" (denkschriften der Wiener akademie bd. VI, 1855 anmerkung 215). Dieser, indem er sich beschwert, dass er es niemand im vortrag, gesang oder spiel recht machen könnte, sagt unter andern:

So spricht der drit: ez wære kluoc,
swaz er ret von manegen sachen,
künde erz niuwan swæbisch machen
nâch der lantsprâch ûf und ab.

Diese äusserung könnte vielleicht bedenken erregen, stammte sie nicht aus der mitte des 14. jahrhunderts, also aus einer zeit, in der eigentlich nach allgemeinem einverständnisse die herrschaft der schriftsprache vorbei sein soll. Wir werden sie vielmehr in zusammenhang bringen mit dem in zwei andern gedichten (vgl. Karajan S. 102] vom Teichner ausgesprochenen tadel der nachahmung schwäbischer sitten und trachten, die also zu seiner zeit in Oestreich wahrscheinlich in folge der einwanderung schwäbischen adels und des einflusses desselben bei hofe für besonders fein gegolten haben müssen. Es mag daher manchem auch die schwäbische sprache feiner geschienen haben und es mag sich mitunter einer um sich einen vornehmen anstrich zu geben auch in der nachahmung derselben versucht haben, gerade wie der junge Helmbrecht niederdeutsch spricht. Aber verständigen leuten wird das, wie auch diese stelle zeigt, immer albern vorgekommen sein. Auf eine dichtersprache kann der Teichner nicht angespielt haben. Die würde er selber geredet und nicht das verlangen sie zu sprechen als eine törichte laune hingestellt haben.

Ich glaube jedenfalls dargetan zu haben, dass aus diesen stellen kein zwingender grund für die existenz der schriftsprache entnommen werden kann. Wenden wir uns nun zur betrachtung der überlieferung, die uns die eigentliche entscheidung geben

muss und der gegenüber alle andern erwägungen zurückzutreten haben. Unsere quellen für die kenntniss der mittelhochdeutschen sprache sind die handschriften und daneben als wichtiges correctiv die beobachtung des versbaues und vor allem der reime der dichter. Beide quellen zeigen uns mundartliche verschiedenheit. Man braucht nur eine anzahl handschriften desselben werkes mit einander zu vergleichen und man wird sofort eine menge abweichungen finden, die sich nur aus dem verschiedenen dialekt des schreibers erklären. Im allgemeinen war es regel, dass jeder beim abschreiben sich seinen text mundgerecht machte. Wenn daneben der dialekt der vorlage hie und da durchblickt, ja mitunter sogar von einem sorgfältigen schreiber einigermassen getreu bewahrt wurde, so ist das ganz erklärlich und beweist nichts für die schriftsprache. Die mundartliche verschiedenheit der handschriften wird auch wohl von niemand geläugnet und ist auch von Lachmann zugegeben, indem er in der erwähnten stelle der auswahl sagt, „dass ungebildete schreiber sich teils ältere teils verderbte formen der gemeinen sprache erlaubt hätten.“ Aber ich frage: wer war denn eigentlich gebildet, wenn nicht die schreiber? Sie, welche gerade die kunst des lesens und schreibens über so viele andere und auch manche dichter erhob, sollten sich so durchgängig durch eine besondere ungebildetheit und unkenntniss der feineren sprache ausgezeichnet haben? Und wo hätte überhaupt die schriftsprache zur erscheinung kommen sollen, wenn nicht in der schrift? Ich will mich nicht an den ausdruck „schriftsprache“ klammern, der allerdings sehr treffend das wesen kennzeichnet; mag man sie anders nennen; aber das wird sich unwidersprechbar behaupten lassen, dass überall, wo eine einheitliche sprache sich über die vielheit der dialekte erhebt, dies zuerst in der schrift geschieht. Für die mündliche rede ist ja zunächst gar kein bedürfniss. Für gewöhnlich spricht man mit seinen landsleuten,

denen gegenüber sich einer fremden mundart zu bedienen gar keinen zweck haben würde. Ein einzelner fremder muss, so weit es überhaupt zum verständniss nötig ist, sich der landessprache accomodieren. Aber für das geschriebene, das eine weitere verbreitung haben soll, und ich füge gleich hinzu noch vielmehr für das gedruckte (denn auch die handschriften sind zunächst immer nur für einen engeren kreis bestimmt) entsteht zuerst das bedürfniss nach einer gemeinsamkeit. Die buchstaben lassen sich auch viel leichter zwingen als die laute. Wenn dann der verkehr mit nichtstammesgenossen immer mehr zunimmt, wenn öffentliche reden, wozu insbesondere auch die predigten zu zählen sind, unterricht, theater u. dgl. immer mehr an umfang und einfluss gewinnen, dann fängt man allmählich auch in der rede an sich der durch die schrift geregelten sprache zu bedienen, zuerst nur bei öffentlichen gelegenheiten und im verkehr mit fremden, viel später auch seinen landsleuten gegenüber. Wir können wohl sagen, dass wir bis auf den heutigen tag viel weniger eine gemeinsame sprache als eine gemeinsame schrift besitzen; und je weiter wir zurück gehen, um so mehr gilt das. Wie stark ist zum beispiel noch Schiller in seinen jugendlichen gedichten von seinem schwäbischen dialekt beeinflusst, wenn er z. b. auf einander reimt *menschen: wünschen*, *gesängen: schwingen*, *träne: getöne*, und sogar *strömen: schwimmen*. Ein sehr deutlicher beweis, dass die schrift der aussprache vorangeht, ist es, wenn in elsässischen und zum teil auch in Schweizer drucken aus dem anfange des 16. jahrhunderts *ei* für altes *î* gesetzt wird, während die dichter dasselbe auf kurzes *i* reimen. Noch immer kann man in Süddeutschland, namentlich in der Schweiz die beobachtung machen, dass die leute selbst beim lesen unbewusst in ihren dialect übersetzen, und bis zu einem gewissen grade ist das eigentlich überall der fall. Sollte es nun in der mittelhochdeutschen zeit anders gewesen sein, und sollte da eine

grössere einheit in der aussprache der gebildeten, oder auch nur der dichter beim vortrag ihrer werke, bestanden haben als in der schrift, so wäre das eine ganz abnorme und unbegreifliche erscheinung.

Ueberdies werden nun die mundartlichen abweichungen als den dichtern angehörig zum teil durch die reime bestätigt. Freilich darf man von denselben nicht zu viel verlangen. Sie können uns überall nur da belehren, wo in einem dialekte formen, die in andern verschieden sind, zusammengefallen sind. Ganz ohne auskunft lassen sie uns über die beschaffenheit des consonantischen anlautes, ob z. b. media oder tenuis, tenuis oder affricata zu sprechen ist. Man darf sich daher nicht einbilden, wenn man nur da, wo die reime dazu zwingen, von dem sogenannten correkten mittelhochdeutsch abgewichen ist, dass man dann den wirklichen dialekt des dichters hergestellt habe. Es ist vielmehr vorauszusetzen, dass noch an vielen anderen stellen davon abzuweichen sein wird, über die uns die reime belehrung versagen.

Es wird sich nun wohl die verwunderte frage gegen mich erheben: aber wie war es denn möglich, dass männer wie J. Grimm und Lachmann und so viele andere nach ihnen zur annahme einer solchen schriftsprache kamen, wenn sie nicht die bestimmtesten gründe dazu hatten? Ich erwidere darauf zunächst, dass allerdings die mundartlichen verschiedenheiten in den handschriften des 12. und 13. jahrhunderts bei weitem nicht so bedeutend sind, als in den heutigen dialekten, auch nicht so gross als die in den handschriften des 14. und 15. jahrhunderts. Aber daraus ist nicht der schluss zu ziehen, der gewöhnlich daraus gezogen wird, dass mit dem verfall der litteratur auch die schriftsprache zu grunde gegangen sei, und dass nun die früher von ihr unterdrückten mundarten sich wieder breit gemacht hätten; sondern es ist einfach in der naturgemässen entwickelung der deutschen wie jeder anderen sprache begründet, dass die mundartlichen verschiedenheiten mit der zeit immer grösser wer-

den. Wie gering sind sie noch in der althochdeutschen periode!*) Namentlich lassen sich zwischen den beiden oberdeutschen hauptmundarten im 9. jahrhundert nur sehr wenige und kaum durchgreifende unterschiede bemerken. Man kann bei den wenigen punkten, in denen sich überhaupt abweichungen auffinden lassen, eigentlich immer nur von einem überwiegen in dem einen oder andern dialekte reden.**) Es kann uns daher nicht wunder nehmen, wenn auch im 12. und 13. jahrhundert die unterschiede noch nicht so überaus gross geworden sind. Man wird dieselben vielleicht nicht höher anschlagen dürfen, als die in der heutigen aussprache derer, welche die schriftsprache reden wollen, so dass zwischen den einzelnen oberdeutschen stämmen gewiss und wohl auch zwischen ober- und mitteldeutschen das verständniss keine schwierigkeiten hatte. Die annahme, dass in der volkssprache viel grössere unterschiede bestanden hätten, als in der schrift erscheinen, ist eine ebenso auf nichts beruhende voraussetzung wie die, dass in der sprache der gebildeten eine grössere einheit gewesen sei. Insofern muss ich das allerdings beschränken, als die feineren dialectischen unterschiede der aussprache nie-

*) Dem ungeachtet begegnet man nicht selten der ganz lächerlichen behauptung, dass das althochdeutsche grössere dialektische abweichungen zeige als das mittelhochdeutsche.

**) So auch bei dem wechsel von *p* und *b* im inlaute. Es ist eine verdienstliche beobachtung Elias Steinmeyers in Zachers zeitschr. 4, 88, dass in den bairischen quellen *p* bei weitem überwiegt. Wenn derselbe aber *p* dem alemannischen ganz absprechen will, so ist dies ohne gewaltsame annahmen nicht durchzuführen. Wenn derselbe z. b. das original der keronischen, pariser und reichenauer glossen in Baiern entstanden sein lässt, bloss weil in ihnen häufig *p* im inlaut erscheint, so scheint mir das ebenso willkürlich, als wenn es Holtzmann wegen des *th* nach Franken setzt. Noch heute lassen sich durchgreifende unterschiede zwischen dem bairischen und alemannischen nur wenige angeben. Man findet meist dieselben lautlichen veränderungen entweder in beiden ganz durchgeführt oder in teilen sowohl des einen wie des andern, nur vielleicht in dem einen in grösserem umfange als in dem andern und hie und da etwas modificiert.

mals exact durch die schrift wiedergegeben werden können, und insofern, als alle lautlichen veränderungen in der rede notwendig etwas früher eintreten müssen, als sie in der durch die tradition gebundenen schrift bezeichnet werden, welche der aussprache immer etwas nachhinkt und ihr mitunter auch niemals nachfolgt, wie wir an dem beispiele der französischen und englischen schrift deutlich sehen. Aber das setzt nicht das bestehen einer einheitlichen sprache voraus. Die überlieferung gibt uns keinen anlass einen gegensatz zwischen volksmundarten und sprache der gebildeten anzusetzen. Es wird nur den meisten so schwer sich loszumachen von dem vorurteil, als habe dieser gegensatz wie er heute besteht, von jeher bestanden.

Ich glaube es lassen sich auch einige psychologische gründe auffinden, die Grimm und Lachmann auf die annahme einer schriftsprache führten. Jeder grammatiker verfällt leicht in den fehler die sprache regeln zu wollen. Schon die schwierigkeit eine in verschiedenen mundarten aus verschiedenen zeiten überlieferte sprache darzustellen, bringt es fast notwendig mit sich, dass ein einzelner durch irgend einen umstand besonders hervorragender dialect auf einer bestimmten entwickelungsstufe der darstellung zu grunde gelegt wird, neben dem alles übrige nur als ausnahme und unregelmässigkeit erscheint. So bildete für das griechische bis auf die neueste zeit der attische dialekt die norm, und so nahm auch J. Grimm, der sich begreiflicherweise, woraus wir ihm keinen vorwurf machen können, nicht gleich ganz von den anschauungen der früheren grammatiker losmachen konnte und der die volksmundarten stets viel zu sehr unterschätzt hat, das schwäbische aus dem anfange des 13. jahrhunderts zur grundlage seiner mittelhochdeutschen grammatik. Etwas ähnliches war bei Lachmann der fall. Indem er zuerst in seinen ausgaben bestrebt war der rohen und willkürlichen orthographie der handschriften gegenüber eine feste norm für die schreibung zu schaffen, war es kaum zu vermeiden

dass er in diesem streben das mass überschritt, ebenso wie er es in der aufstellung der regeln für die mittelhochdeutsche metrik getan hat. Es lässt sich ja ganz dasselbe auch in der geschichte der griechischen und lateinischen textkritik verfolgen, namentlich in den ausgaben älterer oder in besonderem dialekt verfasster werke. Dieselben gründe wie bei Grimm und Lachmann wirkten nun auch bei den späteren. Man lernte zuerst die mittelhochdeutsche grammatik nach Grimm und las die Lachmannschen oder die nach ihrem muster angefertigten ausgaben und gewöhnte sich so von anfang an die regelmässigkeit. Jeder, der die grammatik darzustellen hatte, fand es bequem Grimms regelmässiges schema zu grunde zu legen, jeder, der eine ausgabe machen wollte, bedurfte einer norm für die schreibung und wählte natürlich die von Lachmann einmal vorgeschriebene. Ich habe vorhin erwähnt, dass die altfranzösische litteratur entschieden dialektisch ist. Dass aber hier niemals der versuch gemacht ist eine schriftsprache aufzustellen, liegt vielleicht zum nicht geringen teile daran, dass man sich bisher nicht die mühe gegeben hat ein altfranzösisches gedicht nach der gesammten überlieferung kritisch herzustellen, sondern sich meistens mit dem abdruck einer einzelnen handschrift begnügt hat. Es war mir für unsere frage von grossem interesse, dass ein jüngerer romanist, wohl einer der ersten, der mit ernst bemüht ist eine strenge philologische kritik auf die altfranzösischen gedichte anzuwenden, mir mitteilte, er halte es doch für wahrscheinlich, dass sich doch noch einmal eine gemeinsame sprache in denselben würde nachweisen lassen. Ich glaube nicht, dass das jemals gelingen wird, und die meisten romanisten werden mir darin beistimmen. Ich sehe hierin nur einen schlagenden beweis, wie das bedürfniss der kritischen herstellung eines in verschiedenen mundarten und roher orthographie überlieferten textes fast notwendig auf eine solche annahme führt. So hat die bisherige kritiklosigkeit die alt-

französische grammatik vor einem irrtum bewahrt, in welchen die mittelhochdeutsche durch die kritik geraten ist.

Wir dürfen ausserdem nicht vergessen, dass Grimm und Lachmann bei ihren ersten aufstellungen nur den kleineren teil der jetzt vorliegenden litteratur kannten und diesen, was wohl zu beachten ist, überwiegend aus alemannischen handschriften. So waren die Nibelungen, der Iwein, Parzival, Tristan damals nur in abdrücken alemannischer handschriften bekannt. Als man später immer mehr handschriften und dichtwerke aus Baiern und Oestreich und dem mittleren Deutschland kennen lernte, konnte man sich zwar der überzeugung nicht verschliessen, dass sich hier doch bedeutende abweichungen fänden, die zum teil auch durch die reime als den dichtern wirklich angehörig bestätigt wurden; aber lange konnte man namentlich über die mitteldeutschen gedichte nicht ins reine kommen. Es war die gewöhnliche ansicht, die verfasser derselben hätten eigentlich hochdeutsch schreiben wollen, hätten aber damit nicht recht zu rande kommen können und wären immer wieder in ihre heimatliche niederdeutsche mundart zurückgefallen. Bei einer solchen auffassung konnten diese werke geradezu als ein beweis für die existenz der schriftsprache angesehen werden. Es ist das bedeutendste verdienst Pfeiffers zuerst den begriff einer mitteldeutschen sprache aufgestellt zu haben, die nicht ein gemisch von ober- und niederdeutsch ist, sondern das natürliche verbindungsglied zwischen beiden, und deren sich sehr viele aus dem mittleren Deutschland stammende dichter bedient haben. Daneben hat man auch schon immer eine sogenannte niederreinische mundart angenommen (die freilich noch schärfer zu bestimmen und zu sondern sein wird), in der wir gleichfalls nicht unbeträchtliche litterarische denkmäler besitzen. Es ist wohl zu beachten und zeigt, wie wenig auf die autorität Grimms in unserer frage zu geben ist, dass derselbe die ausdehnung der schriftsprache auch über Mittel-

deutschland von anfang an ausdrücklich behauptet und daran sein leben lang festgehalten hat. Ebenso verhielt sich Lachmann abweisend gegen die mitteldeutsche sprache. Von seiner engeren schule wird dieselbe zum teil noch heute nur mit widerwillen anerkannt.*) Aber wir wissen von keinem dichter aus Mitteldeutschland oder vôm Niederrein, der hochdeutsch geschrieben hätte. Für Heinrich von Veldeke, von dem man bis auf die neueste zeit immer behauptet hat, dass er wenigstens nach kräften bemüht gewesen wäre sich dem hochdeutschen anzubequemen, ist jetzt durch W. Braune's „untersuchungen über Heinrich von Veldeke" (zeitschr. f. d. ph. IV, 249 ff.) der unumstössliche beweis geführt, dass derselbe durchaus in seiner heimischen niederländischen mundart gedichtet hat. Und doch ist er der begründer der höfischen kunstpoesie geworden. Die mittelhochdeutsche schriftsprache könnte demnach nur in Baiern und Schwaben und etwa noch Ostfranken geherrscht haben, während die litteratur als ein zusammengehöriges ganzes sich auch über Mitteldeutschland und den Niederrein erstreckte, und die hier entstandenen werke ihr genau so angehören, wie die aus Oberdeutschland. Wie soll man sich dieses unnatürliche verhältniss erklären? Bestanden etwa in Mitteldeutschland und am Niederrein besondere schriftsprachen neben der hochdeutschen? Oder schrieb man hier den dialekt (welche ansicht gewiss sich als die allein richtige ausweisen wird) und hatte man nur in Ober-

*) Ich brauche nur auf das verfahren Haupt's bei der herstellung der lieder von mitteldeutschen dichtern in seinem „Minnesangs frühling" hinzuweisen und die bemerkung am schlusse der vorrede desselben über „die geringe kunst die lieder Heinrichs von Veldeke in eine gleichförmige niederdeutsche mundart umzuschreiben"; ferner auf die bemerkung Müllenhoffs in seinen denkmälern s. XXVIII, der es nicht über sich bringen kann Pfeiffer's verdienst anzuerkennen und dasselbe Lachmann und W. Grimm zuschreibt, während doch jener gar nichts gesagt hat, dieser noch in der ansicht von der mischsprache befangen ist.

deutschland eine schriftsprache? Das einfache verhältniss ist doch wohl das, dass eben zwischen den einzelnen hochdeutschen mundarten wie bis auf den heutigen tag die verschiedenheiten viel geringer waren als zwischen den hochdeutschen einerseits und den mitteldeutschen anderseits, und dass dadurch innerhalb des oberdeutschen gebietes die annahme einer gemeinsamen sprache nicht von vorn herein unmöglich erscheint. Namentlich finden sich hier nicht so viele reime, welche der umschreibung in das correcte mittelhochdeutsch schranken setzen.

Nachdem wir so die frage bis jetzt mehr von allgemeinern principien aus betrachtet haben, wollen wir nun noch einige einzelne punkte in's auge fassen, von denen behauptet wird, dass sich darin ein einfluss der schriftsprache zeige. Ich glaube, dass damit alles wesentliche erschöpft sein wird, was sich zu ihren gunsten vorbringen lässt. Erstlich wird behauptet: In der althochdeutschen periode sind im bairischen und alemannischen fast durchgängig im anlaut und zum grossen teil auch im inlaut die gotischen medien *b* und *g* zur tenuis, und die gotische tenuis *k* im anlaut und im inlaut nach consonanten zur affricata *ch* oder *kh* oder *cch* verschoben, im mittelhochdeutschen ist *b* und *g* im anlaut und inlaut, *p* und *c* nur im auslaut und *k* = got. *k* die regel; da nun im allgemeinen noch heute in Oberdeutschland die tenuis und affricata statt gemeindeutscher media und tenuis gesprochen wird, so folgt daraus, dass die oberdeutschen dichter sich in diesem punkte nach der allgemeinen mittelhochdeutschen sprache gerichtet haben. Dagegen ist zunächst zu sagen, dass in solchen dingen am allerschwersten eine anbequemung erfolgt, und dass noch heute auch die, welche die schriftsprache reden, wenn sie nicht einen ganz besonderen fleiss auf ihre aussprache verwenden, hierin ihrem dialekte getreu bleiben; es könnte daher nur von einer accommodation in der schrift, nicht in der aussprache die rede sein. Dann aber, wie sollten wir uns

ein solches eindringen von *b*, *g* und *k* für *p*, *t* und *ch* in eine wesentlich aus der schwäbischen mundart hervorgegangene schriftsprache denken, wenn wir nicht etwa Müllenhoff seine vorher herrschende fränkische hofsprache zugeben wollen, woraus dieser es erklärt? Ich glaube nicht, dass das nötig sein wird. Ein durchgreifender unterschied zwischen alt- und mittelhochdeutsch besteht nicht, sondern nur ein relativer. Auch im althochdeutschen wird sehr oft *b* und *g* statt *p* und *k* und auch *k* statt *ch* gesetzt, wenn auch die letzteren überwiegen. Ebenso steht andererseits in mittelhochdeutschen handschriften, die in Oberdeutschland geschrieben sind, nicht selten die tenuis *p*, weniger häufig *k* und sehr oft, vielleicht überwiegend *ch* oder *kh*; eine durchgängige befolgung des auslautgesetzes findet nirgends statt; sehr oft ist keine spur davon. Ich glaube nun, wir haben uns die sache einfach so zu denken: Da man in Oberdeutschland überhaupt keine gutturale und labiale media hatte, so gewöhnte man sich auch in lateinischen wörtern die media als tenuis auszusprechen, gerade wie es heutzutage ohne die gegenwirkung einer strengen schulzucht überall in Deutschland geschieht, wo der unterschied zwischen media und tenuis verschwunden ist. Durch diese aussprache berechtigt benutzte man die einmal aus dem lateinischen alphabet überlieferten zeichen für die media, für die man sonst keine verwendung hatte, auch zur bezeichnung der oberdeutschen tenuis. Allmählich griff dieser gebrauch immer mehr um sich. Dadurch entstand der unterschied zwischen der mittel- und althochdeutschen schreibweise. *k* oder *c* für *ch* erklärt sich wohl teils aus reiner schreiberbequemlichkeit, teils aus dem triebe nach unterscheidung von der reinen spirans, der auch sonst allerhand schwankende schreibweisen hervorgerufen hat. Dieser gebrauch konnte sich um so mehr ausdehnen, je mehr zur bezeichnung der reinen unaspirierten tenuis das zeichen *g* angewendet wurde. Diese an sich

natürliche auffassung wird durch folgende gründe ihre bestätigung finden. Erstens: die schreibung *sg* für *sk* (Holtzmann altd. gr. s. 335 f. Weinhold alemannische gr. §. 192. bairische gr. 159) und *sb* für *sp* (Holtzmann s. 338 f. al. gr. 153. bair. gr. 124.) zeigt auf das deutlichste, dass *b* und *g* dem *p* und *k* gleichwertige zeichen sind, da hier in keinem heutigen dialekte die media gesprochen wird und überhaupt neben dem tonlosen *s*, das niemals tönend wird, nicht gesprochen werden kann. Zweitens: ebenso haben wir es anzusehen, wenn in den aus dem lateinischen oder französischen entlehnten mit *p* oder *k* anlautenden wörtern *b* oder *g* geschrieben wird, z. b. *bech*, *borte*, *gollier*, *golter* vgl. Weinh. al. gr. 153. 211. bair. gr. 124. 175. Hier eine erweichung der tenuis anzunehmen widerspricht der gesammten deutschen lautbewegung, der eine solche völlig fremd ist. Eine ausnahme für die fremdwörter ist unstatthaft. Dieselben werden in der überlieferten aussprache aufgenommen und folgen, wenn sie einmal eingebürgert sind, denselben gesetzen wie die einheimischen. Auch wird heute nirgends die media gesprochen, sondern entweder die reine tenuis oder die aspirata, nämlich in den gegenden, wo überhaupt die tenuis aspiriert wird. Drittens: beweisend ist auch *bb* für *pp* = as. *bb* und das noch viel häufigere *gg* für *ch* = as. *gg*. Denn in der gemination ist die verschiebung nicht bloss oberdeutsch, sondern gemeindeutsch. Es ist nicht denkbar, dass hierin das sonst am weitesten gehende oberdeutsche hinter dem mitteldeutschen sollte zurückgeblieben sein. Wenn einige oberdeutsche dichter den reim von *gg* auf *ck* vermeiden (vgl. Lachmann z. Klage 941), so liegt dies daran, dass sie für *ck* die affricata sprachen; wenn andere ihn nicht scheuen, so beweist dies jedenfalls, dass sie *gg* als tenuis sprachen. Viertens: die gleichwertigkeit der zeichen *b*, *g* mit *p*, *k* zeigt sich in den schreibungen der gemination *bp* oder *pb* (al. gr. 152. bair. gr. 123.) und *gk* oder *kg* sowohl für *gg* als *ck* (al. gr. 209. 219.

bair. gr. 174. 182). Fünftens: das schwanken in der schreibung der althochdeutschen handschriften ist im allgemeinen so regellos, dass ein gleiches schwanken in der aussprache nicht als möglich gedacht werden kann. Notker's unterscheidung zwischen media und tenuis findet sich sonst nirgends. Es ergibt sich hieraus, dass sie auf einer von ihm willkürlich gemachten regel beruht, etwa wie im neuhochdeutschen die unterscheidung zwischen dem früher beliebig wechselnden *f* und *v*. Dasselbe verfahren zeigt sich auch in Otfried's unterscheidung von *d* im anlaute und *t* im inlaute, während die übrigen südfränkischen quellen beliebig zwischen beiden schwanken, noch deutlicher in der von *tod* (mors) und *dod* (mortuus). Eine solche unterscheidung war aber nur möglich, wenn die vorher beliebig wechselnden buchstaben denselben laut bezeichneten, Sechstens: die auffassung des *k* als zeichen für die affricata verliert alles auffallende, wenn man bedenkt, dass in strengoberdeutschen handschriften älterer wie jüngerer zeit sehr häufig *k* oder *c* für die auch im mitteldeutschen durchgeführte spirans erscheint, z. b. *spraken, maken* in Nib. A., ebenso für gotisches *h* im auslaut und vor *t*. Zahlreiche belege dafür gibt Weinh. al. gr. 208. bair. gr. 181. 186. 172. Dass dies nur eine orthographische unvollkommenheit sein kann ist klar, ebenso wie *p* für *pf* (al. gr. 151. bair. gr. 123). Siebentens: es erklärt sich eben aus diesem eintreten des *k* zur bezeichnung der affricata, dass das *g* als bezeichnung der tenuis das *k* in viel stärkerem masse verdrängt hat als das *b* das *p*. Achtens: das auslautende *c* = got. *g* geht im hochdeutschen (ob durchgängig oder nur in einigen mundarten, wird noch zu untersuchen sein) in *ch* über, wie die schreibung vieler handschriften und nicht wenige reime beweisen, vgl. al. gr. 224. bair. gr. 186. *) Dieses *ch* ist jedenfalls anders als das nieder-

*) Hierher gehören auch zwei reime im Iwein *bestreich : sweich*

und mitteldeutsche entstanden. Dieses entspricht naturgemäss als tonlose spirans dem inlautend als tönende spirans ausgesprochenen *g*. Jenes aber beruht auf einer doppelten verschiebung, indem die aus der media verschobene tenuis noch einmal wie die ursprüngliche tenuis zur affricata verschoben ist. Diese affricata ist dann vielleicht zum teil zur blossen spirans geworden, aber nur in derselben weise wie auch die übrigen affricaten. Wir sehen daraus, dass die affrication im mittelhochdeutschen nicht nur in derselben weise wie in ältesten althochdeutsch ungebrochen fortbesteht, sondern sich sogar allmälich weiter ausdehnt. Neuntens: *gh* steht bei Notker im auslaut sowohl für got. *k* als für got. *g*. Wir können darin nichts anderes erkennen als die affricata *ch*, die bei ihm also auch schon für ursprüngliches *g* eingetreten ist, folglich wiederum ein schlagendes beispiel der vertretung des *c* durch *g*. Zehntens: das schwanken in der bezeichnung der gutturalen geht noch weiter. Es steht nämlich auch *g* für die affricata und auch für die reine spirans *ch* = got. *k* (al. gr. 211. 212. 214. bair. gr. 175) und umgekehrt *ch* für die tenuis = got. *g* (al. gr. 219. 222. bair. gr. 180. 183), ferner *gg* für *ckh* oder *ck* = niederdeutscher doppelter tenuis. Sicher haben wir hierin einen beweis zu sehen für das unvermögen der schreiber die laute bestimmt aufzufassen. Aber eine solche verwechselung wäre doch nicht möglich, wenn sie nicht durch die verwendung des *g* als zeichen für die tenuis vermittelt wäre. Eilftens lässt sich das vorhandensein der affricata oder vielleicht der spirans im auslaut nach *r* und *l* auch durch reime

3173. 4 und *pflach: geschach* 1431. 2. Der erste ist von Lachmann in der zweiten ausgabe dadurch beseitigt, dass er zwei zeilen seiner zahlentheorie zu liebe weggeworfen hat, der zweite durch eine conjektur gegen die handschriften, welche nicht einmal einen passenden sinn gibt, und die er selber nicht für sicher zu halten wagt. *pflach* ist durch übereinstimmung von ABDd vollständig gesichert und dem zusammenhange angemessen.

beweisen, indem ursprüngliches *rk* und *lk* reimt auf *rh* und *lh* z. b. *schalch: befalch* Lanzelet 1179; *werch: ferch* Mart. 137, 108, vgl. Weinh. al. gr. 224. Lachmann z. d. Nib. 1464, 4. mhd. wb. II. 1. 63b. 22. Namentlich häufig ist der reim *march* (equus): *starch* in den Nib. und in der Klage.*) Nie kommen bei einem fränkischen dichter solche reime vor. Wenn sie nicht noch häufiger sind, so liegt dies einmal wohl daran, dass der wörter nicht so viele sind, bei denen sie vorkommen können, dann aber waren sie entweder doch immer unrein und mussten von genau reimenden dichtern vermieden werden, oder wenn sie rein waren, was ich nicht zu entscheiden wage, so setzen sie die verwandlung der affricata in die spirans voraus, ähnlich der des *pf* in *f*, welche dann wohl nicht in allen dialekten erfolgt sein wird. Bestand aber die affricata nach *r* und *l* im auslaut, so ist sie nach der sonstigen analogie auch im anlaut anzunehmen. Ziehen wir die summe dessen, was sich aus dem unsichern hin- und herschwanken ergibt und aus den wenigen anhaltspunkten, welche die reime bieten, so ist das lautverhältniss des mittelhochdeutschen nicht das, welches gewöhnlich in der grammatik gelehrt wird, und das die ausgaben meist bieten, sondern die tennis *p* und *k* statt der media bestimmt wenigstens im anlaut (für den inlaut wird es noch genauerer untersuchung bedürfen) und die gutturale affricata statt der tennis im anlaut und im in- und auslaut nach consonanten. Uebrigens ist die affricata von Lachmann ausdrücklich an mehreren stellen anerkannt: zu Nib. 1464, 4; zur Klage 941, zum Iwein 4098, zum Gregor 2200. Ich bemerke noch, dass das verhältniss in der schreibung der besprochenen

*) An eine Form *marc* mit tennis ist nicht zu denken. Dass die spirans dem worte zukommt, kann keinem zweifel unterliegen. Gewöhnlich wird *ch* geschrieben; wenn mitunter auch *c* vorkommt, so gehört das unter die oben besprochenen fälle des *c* für *ch* oder *h* gerade wie etwa *durc*.

consonanten im 14. und 15. jahrhundert wesentlich dasselbe ist wie im 12. und 13., so dass sich die zeit, für welche man die schriftsprache annimmt, sich in diesem punkte nicht besonders abhebt. Wenn man also hierin eine wirkung derselben sähe, so müsste man sie in gleicher weise auch für die folgende zeit gelten lassen.

Der zweite zu besprechende punkt betrifft die vokale, nämlich das verhältniss von älterem *î, û, iu* zu jüngerem *ei, au, eu*. In bezug hierauf wird folgende argumentation für die schriftsprache vorgebracht: Die langen vokale *î, û* und *iu* sind im bairisch-östreichischen dialekt frühzeitig in die diphthonge *ei, au,* und *eu* übergegangen. Schon in der um die mitte des 12. jahrhunderts in Steiermark geschriebenen berühmten Vorauer handschrift findet sich *ou* für *û* und *eu* für *iu*. Aber noch lange wird überwiegend *i* und *u* geschrieben und die dichter reimen nicht die neuen diphthonge auf die von alters her in der sprache vorhandenen: daraus folgt, dass sie sich nach dem schwäbischen vokalismus gerichtet haben. Gegen diese ausführungen ist zunächst zu sagen, dass es mit den angeblichen *eu* und *ou* in der Vorauer hs. höchst mislich steht. Vereinzelte *eu* neben *iu* finden sich von der ältesten zeit an nicht nur in bairischen, sondern auch in alemannischen quellen geschrieben vgl. Weinh. al. gr. 61. In der früheren zeit, wo die aussprache diphthongisch war, beruht das gewiss auf einem schwanken zwischen *i* und *e*. Später kann *eu* nur eine andere bezeichnung des ü-lautes sein, was besonders daraus hervorgeht, dass es für kurzes *ü* gebraucht wird, unter andern auch in der Vorauer hs. vgl. bair. gr. 85. al. gr. 61. Die schreibungen *ieu*, $\overset{e}{iu}$, $\overset{e}{iu}$ (bair. gr. s. 87 anm.) können unsere auffassung nur bestätigen. Mit dem *ou* in der Vorauer hs. aber steht es folgendermassen: es wird geschrieben $\overset{v}{o}$, aber nicht bloss für *û*, sondern auch für *ô* und *o*. Dasselbe zeichen, so wie neben einander geschrieben *ou* findet sich ebenso in anderen sowohl

bairischen als alemannischen quellen für *ù, u, ô, o* vgl. al. gr. 71. bair. gr. 102. Wenn ein bestimmter laut damit bezeichnet ist, so kann das nur ein zwischenlaut zwischen *o* und *u* sein. Im allgemeinen herrscht aber gerade in der bezeichnung der verschiedenen *u*-laute eine solche unsicherheit, es finden sich so abenteuerliche häufungen der schreibung bei so wenig sicherer unterscheidung, dass hierauf nicht viel zu geben ist. Daher werden wir denn auch auf die schreibung *ou* für *iu*, die sich in der Vorauer hs. und sonst findet (bair. gr. 101) keinen grossen wert legen. Noch weniger ist man berechtigt mit Weinhold (bair. gr. s. 81 anm. 1) und Scherer (denkm. s. 507. gesch d. d. spr. s. 27) *ie* und *uo* in älteren denkmalen, wie in der Vorauer hs. und den Ambraser predigtbruchstücken, als zeichen für *ei* und *ou* aufzufassen. Sichere belege des *ei* für *î* finden sich wohl nicht früher als auf der grenzscheide des 12. und 13. jahrhunderts. Dann aber ist zu beachten, dass die diphthongisierung nicht mit einem male im ganzen gebiete des bairischen dialekts eingetreten ist, sondern von osten ausgehend allmählich weiter nach westen und nach norden, schliesslich ja auch über die grenze des bairischen hinaus sich verbreitet hat. Im eigentlichen Baiern wird sie erst nach der mitte des 13. jahrhunderts häufiger. Wenn dann daneben immer noch *i, u* und *iu* geschrieben wird, so brauchen wir darin nicht einen einfluss des schwäbischen zu sehen, sondern es ist dies nur ein beispiel des oben von mir erwähnten nachhinkens der schrift hinter der aussprache. Was nun aber die reime angeht, so sind bis auf den heutigen tag in ganz Oberdeutschland die neuen von den alten diphthongen auf das strengste in der aussprache gesondert, und mussten es im anfang der entwickelung noch mehr sein. Bei einem genau reimenden dichter ist es also gar nicht zu erwarten, dass er sie auf einander reimt. Wenn daher Walther von der Vogelweide, was übrigens keineswegs feststeht, wirklich aus einer gegend war, wo schon *ei*

und *ou* gesprochen wurde, so haben wir nach seinen reimen absolut kein recht anzunehmen, dass er anders gesprochen hätte. Bei östreichischen und steyerschen dichtern aber, die es nicht so genau nehmen, finden wir alten auf neuen diphthong gereimt schon in der ersten hälfte des dreizehnten jahrhunderts, so bei dem um 1220 dichtenden Heinrich von Türlein und vereinzelt auch in der Gudrun (*soume : koume* 1603, 4,) bei bairischen wohl erst gegen ende des jahrhunderts, z. b. im Meier Helmbrecht und im Lohengrin (vgl. Rückert s. 272). Unter solchen umständen weiss ich nicht, wie ein abweichen der bairischen dichter von dem vokalismus ihrer mundart erwiesen werden soll.

Berühren muss ich drittens auch die ansicht Pfeiffers von dem wesen der höfischen sprache. Er findet dasselbe darin, dass die flexionsendungen gleichmässig zu tonlosem und stummen *e* abgeschwächt sind. Man weiss wirklich nicht recht, ob es ernst oder ironie ist, wenn er dann überhaupt noch von einer einheitlichen hofsprache spricht, da er nach dem von ihm angegebenen kennzeichen auch das niederdeutsche dazu rechnen muss. Ein einfluss von aussen hat nach ihm nur in Alemannien stattgefunden. Es ist seine meinung, dass hier die volksmundart zum teil die alten vollen endungen bewahrt hätte, während die dichter vom bairischen und fränkischen beeinflusst die schwächung durchgeführt hätten. Die beweise die er für erhaltung der alten endungen meist aus einigen wenigen prosaischen denkmälern anführt, sind allerdings sehr scheinbar. Aber man braucht jetzt nur Weinholds alemannische gr. durchzusehen, um zu finden, dass neben den vokalen, die zum althochdeutschen ungefähr stimmen, vielfach ganz abweichende sich für das tonlose *e* finden, wodurch es in den meisten fällen sehr unwahrscheinlich wird, dass wir in diesen formen etwas altertümliches erhalten haben. Wir können es zum teil verfolgen und haben an den neueren mundarten den

deutlichen beweis vor uns, dass *a, i, u* sich aus tonlosem *e* entwickeln. Ferner wird man aus der grammatik des bairischen sehen, dass auch hier sich vollere vokale finden, wenn auch seltener als im alemannischen, so dass dadurch der von Pfeiffer angenommene einfluss nicht wohl möglich scheint. Sie werden auch nicht bloss in prosaischen, sondern auch in poetischen handschriften geschrieben, z. b. reichlich in denen von Boners Edelstein. Dass sie von den dichtern nicht gesprochen sind, liesse sich nur aus den reimen schliessen. Reime von volleren endvokalen auf stammvokale kommen nun wirklich vor, sowohl im alemannischen als im bairischen namentlich bei den participien auf *òt* von verben mit ableitungssilben wie *gemarterôt* (vgl. al. gr. 372. bair. gr. 313. W. Grimm über Freidank zu 66, 7.), ferner bei part. praes. auf *unde* (bair. gr. 312), vereinzelt auch bei infinitiven auf *an* (al. gr. 370), also fast nur da, wo diese vokale durch eine danebenstehende schwächere silbe einen nebenton erhalten. Ist dies nicht der fall, so sind sie ebenso tonlos wie *e* und reichen zur bildung stumpfer reime nicht aus. Wir haben sie überhaupt auch in der klangfarbe den betonten vokalen nicht gleichzusetzen. Das geht daraus hervor, dass sie nur vereinzelt neben dem gewöhnlichen *e* geschrieben werden, dass sie oft mit anderen vokalen wechseln, endlich auch aus der neueren aussprache. Es sind wohl in der tat nur etwas modificierte *e*, welche an einen der andern vokale anklingen. Daraus erklärt es sich vollkommen, dass sie für den reim nicht in betracht kommen, ohne dass irgend welcher fremder einfluss dazu nötig ist.

Ein viertes argument, das benutzt wird um das vorhandensein einer von den volksmundarten verschiedenen sprache der gebildeten zu erweisen, sind die sogenannten unhöfischen wörter, in bezug auf deren gebrauch besonders Oskar Jänicke so reiches material gesammelt hat. Es ist seit Lachmann die herrschende ansicht, dass dies wörter der gemeinen sprache

seien, welche in den höfischen kreisen für nicht recht anständig gegolten hätten. Ich kann dieser auffassung nicht beipflichten. Wäre sie richtig, so könnten diese wörter überhaupt niemals von dichtern gebraucht sein, welche auf der höhe der höfischen bildung standen, und das waren doch Wolfram und Gottfried gewiss. In einigen fällen mag es rein zufällig sein, dass ein wort bei diesem oder jenem dichter oder bei allen höfischen nicht vorkommt. So z. b. war das wort *hervart* zu gebrauchen keine veranlassung in den Artusromanen, die sich mit den abenteuerzügen einzelner ritter beschäftigen. Manches kommt auf rechnung der mundart. Wenn z. b. Gottfried *wîc* und die adjectiva auf *sam* mit vorliebe gebraucht, so liegt dies wohl daran, dass sie im reinischen besonders häufig waren. Die meisten wörter aber, wie *wîgant, recke, degen, marh, balt, ellen* u. s. f. haben wir gewiss aufzufassen als veraltete, die in der gewöhnlichen rede des gemeinen volkes ebenso wenig gebraucht wurden wie in der der vornehmen, und nur in der tradition des volksepos sich erhalten hatten. In diesem finden sie sich, so lange es überhaupt noch lebt, während sie sonst bald ganz aus der sprache verschwinden. Die kunstdichter konnten sich nun verschieden zu ihnen verhalten wie überhaupt zu dem stile des volksepos. Sie konnten sich entweder, was vorzugsweise in der frühern zeit geschah, dem gebrauche desselben mehr oder weniger anschliessen, wodurch ihre sprache etwas altertümliche färbung bekam, oder sie konnten sich nach der selbständigen ausbildung des höfischen stiles ganz von diesem einflusse los machen und nur die moderne umgangssprache zur anwendung bringen. Das letztere ist vorzugsweise der fall bei Hartmann, der ja überhaupt am reinsten die natürliche sprache des verkehrs wiedergibt, während Gottfried und Wolfram darüber hinausgehen und eine bestimmte manier ausbilden; daraus erklärt sich denn auch bei dem letzteren die vorliebe für die altertümlichen wörter des epos. Für unseren

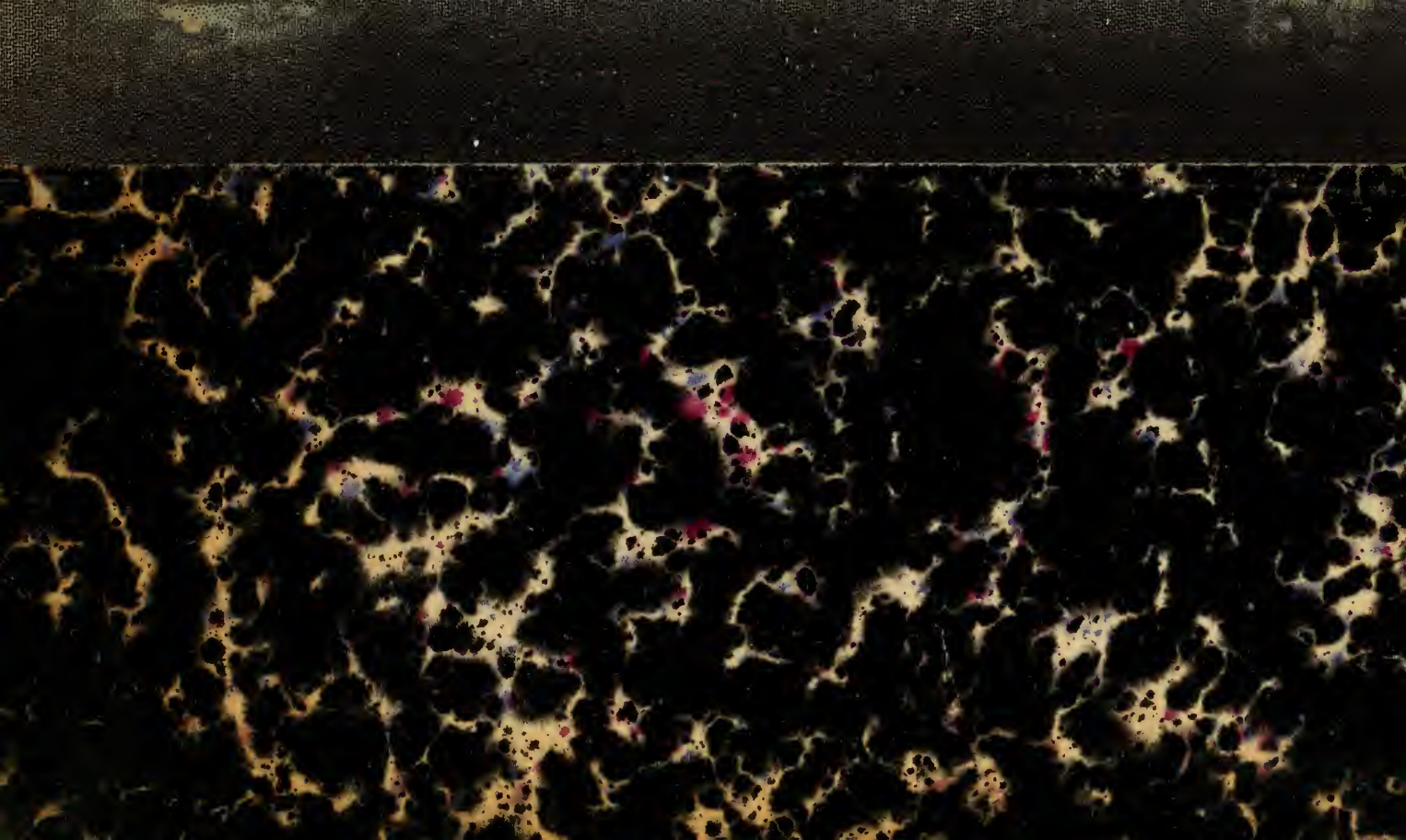
zweck kommt es darauf an festzustellen, dass aus dem verschiedenen verhalten der dichter zu diesen wörtern nicht hervorgeht, dass ein bewusster gegensatz zwischen der sprache der gebildeten und des volkes und gewisse conventionelle ansichten über die ausdrücke, die als fein oder nicht fein zu gelten hätten, vorhanden waren.

Es könnte nun jemand sagen, dass eben in dieser erhaltung altertümlicher ausdrücke im epos sich eine spur von litteratursprache zeige. Nun gut, mag man es so nennen, wenn man nur nichts anderes darunter versteht als einen etwas von der gewöhnlichen rede abweichenden schatz von wörtern und formeln. Eine derartige verschiedenheit aber des poetischen von dem prosaischen ausdruck hat von alters her bei den germanischen stämmen bestanden, und zwar früher in viel höherem grade als in den mittelhochdeutschen epen, in denen nur noch ein schwacher rest davon geblieben ist verglichen mit dem reichtum des altsächsischen, angelsächsischen und altnordischen. Und doch wird es niemand einfallen etwa von einer angelsächsischen oder gar wegen der grossen übereinstimmung von einer gemeinsamen altsächsisch-angelsächsischen schriftsprache zu reden. Für uns ist die frage die: galt vor allem irgend ein bestimmter lautstand, dann aber auch bestimmte eigentümlichkeiten der flexion und ein bestimmter umfang des wortschatzes für besonders fein, so dass man sich dadurch veranlasst gesehen hätte die eigentümlichkeiten seiner mundart dieser conventionellen feinheit aufzuopfern? Das ist es, was ich entschieden verneine. Man darf mir ebenso wenig entgegenhalten, dass die neuen französischen ausdrücke nur in die sprache der gebildeten eingeführt seien und so einen unterschied von der volkssprache begründet hätten. Natürlich konnten die bezeichnungen für begriffe des ritterlichen lebens nur so weit dringen wie diese begriffe selbst (was übrigens ziemlich weit war, wie das volksepos und die späteren volkslieder zeigen): aber das ist

ein unterschied analog dem der technischen sprache einer wissenschaft oder eines handwerks von der gewöhnlichen sprache, nicht dem der schriftsprache von der volksmundart.

Endlich ist auch der einfluss, welchen die meister der dichtkunst auf die sprache ihrer nachahmer übten, genau zu begrenzen. Es ist zuzugeben, dass diese viele redewendungen ihren vorbildern entlehnten und dabei auch manchmal ein wort aufnahmen, was ihrer eigenen mundart fremd war. Aber diese entlehnungen waren etwas ganz subjectives und konnten, wie ich schon oben angedeutet habe, von den allerverschiedensten seiten her stattfinden. Der eine entlehnte von diesem, der andere von jenem. Etwas einheitliches lag nicht zu grunde und es konnte nichts einheitliches daraus entstehen. Und daneben verläugnen diese nachahmer den eigentümlichen wortschatz ihrer heimat nicht. Was aber die hauptsache ist, die nachahmung beschränkt sich auf stil und wortgebrauch und erstreckt sich niemals auf die lautlichen eigentümlichkeiten. Man sehe nur die nachahmer Hartmanns an, bei denen man doch am allerersten die angebliche mustersprache ihres meisters erwarten sollte. Heinrich von Türlein zeigt, wie wir gesehen haben, in seinen reimen die deutlichsten spuren des östreichischen dialekts. Ulrich von Zatzinkhoven ist von jeher wegen seiner „groben alemannischen" formen berüchtigt gewesen. Die sprache Konrad Fleckes hat schon Lachmann in der auswahl eigentümlich gefunden. Und was sollen wir vollends zu den fortsetzern sagen, die doch, wenn irgend jemand, die sprache ihres meisters, dessen werk sie fortsetzten, hätten nachahmen müssen? Heinrich von Freiberg setzt den elsässischen Tristan, wie die reime beweisen, in seiner obersächsischen mundart fort. Auch die mundartlichen eigentümlichkeiten Ulrichs von Türheim sind nicht zu verkennen. In allem lautlichen herrschen absolut die mundarten.

Ich stehe am ende meiner betrachtung. Ich habe versucht alles zu widerlegen, was meines wissens zum beweise der existenz der mittelhochdeutschen schriftsprache vorgebracht worden ist, oder von dem ich vermuten konnte, dass es dazu angeführt werden würde. Dem ungeachtet gebe ich mich nicht der hoffnung hin alle fachgenossen von meinen ansichten zu überzeugen, von denen manches streitig sein mag. Aber darauf, denke ich, kann ich mit recht anspruch machen, dass man anerkenne, dass es unberechtigt ist mit dem vorurteil an die mittelhochdeutsche literatur heranzutreten, es müsse eine einheitliche sprache gegeben haben. Es ist überhaupt ein unbilliges verlangen, dass man beweisen soll, dass es keine gegeben habe. Die herrschaft der mundarten ist das natürliche und zunächst vorauszusetzende, die schriftsprache muss erst erwiesen werden, und bis jetzt ist der beweis noch von niemand erbracht. Ich masse mir nicht an die frage endgültig entschieden zu haben, aber ich wollte nach kräften dazu beitragen das studium der alt- und mitteldeutschen sprache von dem banne eines schwer auf ihm lastenden vorurteils zu befreien, welches überall den blick trübt und eine unbefangene auffassung unmöglich macht. Versuchen wir einmal, wie weit wir ohne alle schriftsprache mit den blossen mundarten auskommen. Wir haben viele untersuchungen über die sprachlichen eigentümlichkeiten einzelner dichter. Aber fast alle leiden an zwei fehlern. Sie betrachten erstens alles vom standpunkt der schriftsprache aus und nehmen abweichungen davon meist nur da an, wo die reime unbedingt dazu zwingen, und zweitens fehlt es an der räumlichen und auch zeitlichen begränzung des vorkommens der einzelnen eigentümlichkeiten. Die letztere wird zunächst eine hauptaufgabe der forschung sein müssen. Sie kann nur gewonnen werden auf grundlage der urkunden. Erst in zweiter linie können sicher datierte handschriften von litterarischen werken in betracht kommen, die, wenn sie nicht

originalschriften sind, doch immer eine mischung zeigen, und die reime von dichtern, deren heimat sicher bekannt ist, wozu dann endlich die vergleichung der neueren mundarten hinzukommen muss. Wenn aus diesen quellen ein genaues bild der sprache einer bestimmten gegend gewonnen ist, dann hat man die werke der dieser gegend angehörenden dichter damit zu vergleichen, ob sich aus dem versbau, den reimen, dem wortgebrauch widersprüche der sprache nachweisen lassen. Ist dies der fall, dann erst darf man fragen, ob diese widersprüche aus fremden einflüssen, vielleicht aus einer schriftsprache zu erklären sind. So lange sich aber keine finden, so lange ist man berechtigt anzunehmen, dass die dichter nur ihren heimischen dialekt geschrieben haben, Dieser und nicht die schriftsprache muss unser ausgangspunkt sein. Wir haben in jedem einzelnen falle nicht bloss zu fragen: ist die form der schriftsprache möglich? Wohl bis jetzt fast die einzige darstellung der sprache eines dichters, die nach solchen grundsätzen unternommen ist, sind die oben erwähnten „untersuchungen über Heinrich von Veldeke" von W. Braune. Das resultat, welches diese geliefert haben, ist, dass Veldeke, über dessen sprache früher die sonderbarsten ansichten verbreitet waren, sich in allen seinen werken gleichmässig der mundart seiner heimat, der gegend von Mastricht, bedient hat. Diese probe lässt erwarten, dass weitere ähnliche untersuchungen zu ähnlichen resultaten führen werden.

Halle, Druck von E. Karras.